

BEZUGS-Preis
Taglich drei Ausgaben, Sonntags und
Montags zwei Ausgaben. Beilagen:
Für Hochschule und Jugend, Sport-
blatt, Baderblatt, Für die Frau.
Bezugspreis in Deutschland monatlich
4.60, ausschließlich Bestellgeld,
im Ausland nach dem Tarif der am
Welpostverein beteiligten Postanstalt.
Unter Streifenband Portozuschlag.
Einzelpreis: 1 Morgenblatt 15 Pf.,
11 Morgenblatt 15, Abendblatt 10 Pf.
ANZEIGEN-Preis
Milli-Zeile 40 Pf. Reklame 4.30—
Seitengruppe 20 Pf. Familien-
Anzeigen (von der Familie veröffent-
licht) Doppelzeile 40 Pf. Platz- und
Datenschrift. Ohne Verbindlichkeit.
Störungen d. hoh. Gewalt od. Ausstand
berechtigen nicht zu Ersatzansprüchen.

Frankfurter Zeitung

(Frankfurter Handelszeitung)
Fernsprecher Amt Hansa 9180-9175

und Handelsblatt
Begründet von Leopold Sonnemann

(Neue Frankfurter Zeitung)
Postcheckkonto Frankfurt (Main) 4430

GESCHÄFTSSTELLEN
und Generalvertretungen:
Frankfurt a. M., Große Eschenheimer
Straße 51-57, Schillerstr. 18-24, Berlin
W. Potsdamerstr. 153, Hamburg, Große
Bäckstr. 9, Köln a. Rh., Constanti-
nstraße 67 n. Kaiser-Wilhelm-Ring 10.
München, Perusstr. 5 u. 9, O. Emmer-
straße 20, Stuttgart, Poststr. 7, Hannover
Leisewitzstr. 55A, Leipzig, W. 3, Goethe-
Straße 2, 1. Terr., Viktoria-Str. 21.
Wien I, Wollzeile 11, Zürich, Baha-
hofstr. 78, Paris 8, 44, Rue de Lis-
bonne, London E. C. 1, Holborn Vi-
aduct House, Haag-Voorburg, De Bloo-
ckenstraat 21, Brüssel, 47, Rue Montagne
aux Herbes Potagères, New York, 164
Fifth Avenue, — Anfragen u. unv. Ein-
sendungen in Druckporto beizufügen.
Verlag und Druck: Frankfurter
Societäts-Druckerei G.m.b.H.

Haager Brief.

(Von unserem Sonderberichterstatter.)

W. v. D. Scheveningen, 26. August.

Wir Europäer sind heimatlose Menschen. Wir haben noch keine Hauptstadt. Und unsere Staatsmänner haben die Unruhe im Leib. Jrrten von Ort zu Ort, um über Europa zu regieren. So sind sie jetzt nach Scheveningen gekommen, diesem ungeheuer weiten Badejahrmarkt. Wo es große Kuppeln gibt auf den Hotels, wo alles in Farben getaucht ist, die sich dem hellgrauen Sand des Strandes anpassen, und wo riesig breite, richtig geräumige Sitzsäule und Plätze zwischen den Gebäuden liegen, damit die Menschenmassen ungehemmt hin und her fluten können. Das Charakteristische von Scheveningen ist diese Masse Mensch, die umherwogt wie die Wellen des Meeres da draußen. Sie umspült uns, sie deckt uns zu. Uns, die wir hier für Europa etwas tun sollen. Mich stört das. Ich weiß nicht, ob das auch anderen so geht. Das „Feng-Schui“ dieses großen Vergnügungsorts paßt nicht zu unserer Arbeit. Lernen wir von den alten Chinesen die geomantischen Gehe. Von ihnen hängt Glück und Erfolg ab. Man studiert sie, ehe man sich begeben läßt. Ehe man sich ein Haus baut. Ehe man eine Konferenz macht. Auch wir sollten sie studieren, wenn wir Europa regieren wollen.

Phosphoreide ich deshalb den Mißerfolg dieser Konferenz? Fällt mir nicht ein. Die Konferenz wird jetzt glücken. Über wir haben es hier drei Wochen lang schwer genug gehabt, um zu beweisen, daß es für unsere Arbeit in Scheveningen mit dem „Feng-Schui“ nicht stimmt.

Europa braucht eine Hauptstadt. London, Paris, Berlin, Brüssel kommen dafür nicht in Frage. Dort herrscht zu viel nationaler Einn. Genf ist vielleicht zu völlerbündlich eng. Es ist ja auch die Zentrale der Welt. Unsere europäische Hauptstadt muß ein ruhiger, freundlicher Ort sein. Ein Ort mit beständiger Genuß. Ein Ort, wie es für Amerika Washington heute ist. Ein Ort, wo man ruhig arbeiten kann, wo der europäische Gedanke vor den Leidenschaften der Völker geschützt ist, wo er zu einem klaren, alles andere überwindenden Baum emporzuwachsen vermag. Eine Hauptstadt braucht Europa dringend. Städte, meldet euch für diesen Posten. Als man sich neulich vor unserer Konferenz, zwischen Paris und London nicht über den Konferenzort einigen konnte, druckte eine französische Zeitung ein Inserat: „Konferenzort gesucht — — — Ich empfehle, in alle europäischen Zeitungen ein Inserat zu setzen: „Wir Europäer brauchen für Europa eine Hauptstadt. Sie muß die und die Eigenschaften haben. Bewerber mögen sich melden bei dem Hauptstaatskanzler Europas.“ Es muß ein dringendes Inserat sein.

Ist es denn damit wirklich so furchtbar eilig? Muß nicht, ehe man an die Hauptstadt denkt, erst Europa geschaffen werden? Menschen, die Gesellschaftliches mitleiden, neigen gegenüber dem Gelebten zu Blindheit. Sie neigen dazu, nicht zu sehen, was schon geworden ist, was mit ihnen wächst, was sie nur nicht zu erkennen vermögen, weil es zu neu ist, weil es noch nicht definiert wurde. Europa ist tatsächlich schon da. Es braucht nicht erst durch eine Rede Briand im Völlerbund ins Leben gerufen zu werden. Es wächst mit uns heran, ohne daß wir es viel merken. Noch ist es reichlich chaotisch. Aber es hat bereits seinen Willen, es hat schon gewisse Formen. Es nimmt nach innen und außen eine immer deutlicher werdende Gestalt an. Haben wir nicht bereits eine europäische Regierung? Sie heißt nicht Rabinett, sondern Konferenz. Die Haag-Scheveningener Konferenz ist heillos nicht die erste ihrer Art, sie wird belächelt auch nicht die letzte ihrer Art. Es werden immer mehr Konferenzen folgen, denn es wird immer mehr europäische Fragen geben. Und so wird die Konferenz bald einmal eine Institution werden, an die man sich gewöhnt, wie man sich an die Regierungen der Reiche gewöhnt hat. Und die sich die Einzelreize wandeln werden, wenn sie in Sorge sind, wenn sie Streitigkeiten miteinander haben, wenn es gemeinsame Aufgaben zu lösen gibt, wenn es gilt, den gemeinsamen europäischen Willen anzupassen. Und haben wir nicht auch schon den Beginn einer europäischen Rechtsordnung? Haben wir nicht seit dem Weltkrieg ein Schiedsgerichtssystem, in das sich bereits die meisten europäischen Staaten eingefügt haben? Haben wir nicht schon den Beginn von wirtschaftlichen Zusammenhängen, die sich um die Völlerheit der staatlichen Grenzen nicht kümmern und die Zollmauern unterhöhlen, so

daß diese eines Tages in sich zusammenbrechen werden? So daß einmal die Menschen — wie Stresemann hier vor drei Wochen in seiner Eröffnungssprache sagte — über die Engländer und Befürchtungen des heutigen Europa lächeln werden, wie wir heutigen Deutschen über die Engländer und Befürchtungen des zerrissenen Deutschlands unserer Väter lächeln? Haben wir nicht auch schon Ansätze zu einer europäischen Gefinnung?

Zu einer europäischen Gefinnung? Ich wette, daß alle meine Kollegen, vielleicht alle, die auf dieser Konferenz dabei waren, mich auslachen werden, wenn ich von europäischer Gefinnung spreche. Wenn von einer europäischen Gefinnung war hier bei den verammelten Gläubigern Deutschlands wirklich nicht das Geringste zu verspüren. Weder bei Herrn Snowden, dem ausgezeichneten Labour-Minister, der seine schweren finanziellen Forderungen hätte benutzen können, um auf Frankreich im Sinne einer schnelleren Räumung und eines besseren europäischen Friedens zu drücken, der aber nichts anderes tat, als seine Millionen für England zu fordern, noch bei Herrn Briand, der in allen Konferenzfragen eine geradezu erschütternde Mangelhaftigkeit und Armfälligkeit zeigte. Wir Konferenzteilnehmer sind gründlich abgeknüpft. Wir sehen nichts als Scherbenfelder. Die Scherben von Idealen und von Ideolen. Aber ich glaube, daß es auch denjenigen, die bei anderen großen Gelegenheiten, z. B. bei der Geburt des Deutschen Reiches dabei waren, nicht viel anders ging. Die Wirklichkeit spricht eine schrecklich nüchterne, eine schrecklich ernüchternde Sprache. Sie zeigt die Menschen in ihrer ganzen Jämmerlichkeit. Aber die Geschichte wird ja auch gar nicht von den Menschen, sie wird von den Ideen gemacht, von den Ideen, die in den Menschen wohnen, die stärker sind als die Menschen, die sich der Menschen als Werkzeuge bedienen. Und so kann es trotz der Menschen einen geschichtlichen, sich geradezu entwickelnden Willen, eine Gefinnung geben. Auch diese gefinnungslose Konferenz ist von einer Gefinnung regiert worden. Wir alle fühlten diese unwiderstehliche Kraft. Wenn wir ganz verweilt waren, weil sich die Staatsmänner nicht zu großen Entschlüssen aufraffen konnten, wenn wir fast mit Gewissheit glaubten, daß die Konferenz ein schmerzlicher Fehlschlag werden würde, spürten wir doch in uns, daß die Arbeit gelingen müßte. Wir spürten, es weil wir die Kraft des geschichtlichen Willens verspürten. Europa folgt bereits ganz bestimmten Entwicklungsgehe. Ich glaube, die zu Hause merken es besser als wir, die wir die Steine, den Mörtel, aber nicht den Bau sehen.

Die letzten Einigungsmöglichkeiten.

(Drahtmeldung unseres Sonderberichterstatters.)

v. D. Haag, 27. Aug. Von den Engländern und Franzosen wird heute schwerste Krisensituation erzeugt. Bluff? In gewöhnlichem Sinne ganz sicherlich nicht, sondern beiderseitige Ausnutzung des Grades der Situation, um sich gegenseitig zum Nachgeben zu bringen. Snowden hat in einem Schreiben an Präsident J. Aspar um den Zusammentritt der sechs einladenden Mächte gebeten. Briand, unterstützt von dem Italiener, hat das gleiche mit Dringlichkeit getan: die einladenden Mächte müßten miteinander über eine Lage beraten, in der es keinen Ausweg mehr zu geben scheint. Snowden soll sich mit der Mächtigkeit tragen, in der Sitzung der sechs einladenden Mächte die Abhaltung einer öffentlichen Vorklärung zu verlangen. Also gegenseitiges Ueberbieten in der Heranziehung einschüchternder Methoden.

Kann es wirklich keinen Ausweg mehr geben? Wäre die Konferenz nicht schon so abgeknüpft und wäre es nicht so wenige höchste Zeit, bald nach Hause zu gehen, so wäre es äußerster Torheit, an der Möglichkeit eines guten Ausganges zu zweifeln. Jetzt aber hat man für letzte Einigungsversuche tatsächlich nur noch sehr wenig Zeit. Trotzdem gibt es noch manche Möglichkeiten. Die Engländer belegen sich, daß das Angebot der anderen isäbig sei und kaum über die früheren Differenzen hinausgehe. Immerhin geben sie zu, daß nahezu 60 Prozent ihrer Wünsche Erfüllung finden könnten. Man sagt, sie seien bereit, sich auf 80 Prozent zu einigen. Soll man wegen 20 Prozent eine

Konferenz scheitern lassen, die von solcher Wichtigkeit für die Beruhigung Europas ist? Diese Frage gilt auch für die Franzosen, die erklären, nicht weitergehen zu können.

Ist wirklich schon das Letzte geschehen? Der gegenwärtige Stand der Konferenz ist die gegebene Situation für einen Vermittler. Wer aber könnte Vermittler sein? Deutschland kommt leider nicht in Frage, da eine Vermittlung des Außersüßers aller für diesen leicht die Frage der Kosten nach sich ziehen könnte. Aber da ist der Japaner Matschi. Er hat sich, wie sich jetzt herausstellt, an dem letzten Angebot nicht beteiligt, um sich die Möglichkeit zur Vermittlung zu wahren. Also wird wohl Matschi der Retter der Konferenz werden müssen.

Tatsächlich sollten alle Möglichkeiten zur Rettung der Konferenz ausgeschöpft werden. Es steht ja zuviel auf dem Spiel, so die politische Einigung; sie ist noch nicht da. Noch scheint sich Briand, bessere Räumungsdaten zu nennen, und er wird

sie wahrscheinlich auch nicht nennen, wenn die Konferenz morgen auseinandergehen sollte, was eine bedauernd wert schwache Taktik ist. Über die Grundzüge der politischen Einigung sind doch bereits sehr stark sichtbar geworden. Alles das würde durch einen Verzicht der Konferenz auf Erfolg einen unangenehmen Aufschub erfahren. So dürfte es auch im Hinblick auf die rein politischen Fragen sowohl bei den Engländern wie auch bei den Franzosen an einer letzten Anstrengung nicht fehlen. Die Franzosen fürchten ja auch — der Berichterstatter referiert —, daß ein Nichtauskommen der Räumungsverhandlungen die gegenwärtige Reichsregierung zu Fall bringen könnte. Da ist es von Interesse, daß Briand gestern bei einem Empfang der französischen Presse erzählt hat, die deutschen Nationalisten hätten sich bereits Mühe gegeben, der französischen Regierung klarzumachen, daß sie, falls sie aus Ruher kämen, die gegenwärtige deutsche Außenpolitik nicht ändern würden.

Auf dem Wege nach Lakehurst.

Der Tag in Los Angeles.

Kabelbericht unseres Redaktionsmitgliedes Max Geisenhayer

Los Angeles, 26. August, vor der Weiterfahrt.

Copyright 1929 by „Frankfurter Zeitung“
and Kings features inc. New York.

(Nachdruck verboten.)

Los Angeles, das uns Weltfahrer so gastlich aufgenommen hat, zeigt uns die ganze Pracht der kalifornischen Schönheit. Es ist in seiner vornehmen Beschaulichkeit das wahre Eldorado der wohlhabenden amerikanischen Privatiers. Leider erlaubt es uns die kurze Zeit nicht, die wegen ihrer landschaftlichen Reize hochgerühmte Umgebung zu besuchen.

In Hollywood waren wir aber doch. Lubitsch hatten uns zu Mittag geladen. Der große Filmregisseur freute sich, deutsche Bekannte zu sehen, die groß dazu auf einem heute noch nicht alltäglichen Wege herübergekommen waren. Wir speisten in kleinem Kreis, und Frau Lubitsch zeigte uns mit einem Stolz das wundervolle Haus und den schönen Garten, der selbst sein eigenes Schwimmbad besitzt. Lubitsch dagegen machte uns mit Ständen seines ersten Konflikts bekannt. Der Konflikt entwickelt sich hier in stark aufsteigender Linie, und die Proben dieses Filmkunstspiels zeigten Lubitsch ganz auf seiner alten Höhe.

Auf der Fahrt nach Hollywood konnte man eine kleine Ahnung vom dem Reichtum erhalten, der in Los Angeles zu Hause ist. Auf Palmendünen von erstaunlicher Breite sieht man fast nur Autos, kaum Autobusse. Die Stadt selbst ist zu groß, als daß die Aufregung um den Zeppelin da draußen das gewohnte Bild der Straßen zu beeinflussen vermöchte.

Das Hotel, in dem ich wohne, ist von vornehmer amerikanischer Pracht. Von dem Fenster, an dem ich sitze und schreibe, sehe ich auf das große Schwimmbad, das ebenso zum Hotel gehört wie die weiten Plätze für Bogenschießen und Golf.

Die Stunden unserer Ankunft hatten sich recht stürmisch gestaltet, vor allem durch die Verzögerung in der Abwicklung des Programms am Radio, wo ich, wie Ihnen ja wohl bekannt wurde, einen Speech in deutscher Sprache halten mußte, was als eine besondere Ehre für die deutsche Presse und ihre an der Expedition beteiligten Vertreter gedacht war.

Kaum hatte ich das Hotel betreten, erlebte ich eine neue Ueberraschung. Eine Abordnung von fünf Herren besuchte mich in meinem kleinen Salon, um mir im Namen der unweit gelegenen Stadt Alhambra die Ehrenbürgererschaft anzubieten. Sie hatten auch gleich die Urkunde mitgebracht, die der Herr Bürgermeister Campbell, ein vornehmer, weißhaariger Amerikaner, mit mir ein paar herzlichen Worten überreichte. Ein Fest war dort auch für mich arrangiert. Aber, mein Gott, uns blieb ja in Los Angeles so furchtbar wenig Zeit, und so mußte ich mich damit begnügen, in drei Minuten Ehrenbürger von Alhambra, einer, wie man mir versicherte, reizenden Stadt von etwa 10 000 Einwohnern, geworden zu sein, ohne daß ich sie auch nur gesehen hätte. Und



An der mexikanischen Grenze.

Callegio (Kalifornien), 27. Aug. (United Press.) „Graf Zeppelin“ erschien um 12.51 Uhr M. 3. über der Stadt, über der er mehrere Minuten lang freiste. Dieses Manöver wurde offenbar ausgeführt, um die Position festzustellen. Das Luftschiff entfernte sich dann in östlicher Richtung auf Yuma (Arizona) zu. (Callegio liegt an der mexikanischen Grenze.)

Der Abschied von Kalifornien.

Los Angeles, 27. Aug. (United Press.) Unter den Personen, die sich zum Abschied vom Flugplatz eingefunden hatten, befanden sich auch zahlreiche Filmgroßen wie Charlie Chaplin und Marion Davis. Edener sprach mit dem Zeitungsmagnaten Hearst, bis er als letzter an Bord ging.

Die Reisegesellschaft des „Graf Zeppelin“ begab sich direkt von

Copyright by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Kindheit.

Erinnerungen.

Von André Gide.

Unser Anwesen La Roque.

Es ist dieses Tal, und es ist unser Anwesen La Roque, das ich in meiner Erzählung „Der Immoralist“ geschildert habe. Die Landschaft hat mir nicht nur den Rahmen geliefert, sondern in dem ganzen Buch habe ich inbrünstig ihre Seele zu erfassen gesucht. Doch darum handelt es sich in diesem Zusammenhang nicht.

Das Hauptgebäude hatte kaum einen anderen Reiz aufzuweisen als den Glycerinmangel, der es befeidete. Der Küchenbau dagegen und die Umfassungsmauer boten in kleinen, doch erlesenen Proportionen eine gefällige Abwechslung von Ziegelformen und Schiefer aus Quaderstein, ganz entsprechend dem Stil jener Zeit. Gräben umgaben das Ganze, von beträchtlicher Breite und Tiefe, in ihrem Uferbereich genährt und aufgeführt durch Wasser, das vom Fluße hergeleitet wurde; ein kleiner Wiesenbach, umfäumt von Bergweiden, führte es herbei und ließ es in einer Kaskade herabfallen. Anna nannte sie „meine Kaskade“, weil sie von ihrem Zimmer aus den Blick darauf hatte: alles auf der Welt geföhnt dem, der es zu genießen weiß.

Mit dem Plaisieren der Kaskade mischte sich das Rauschen des Flusses und das beständige Gemurmel einer kleinen, eingefassten Quelle, die sich außerhalb der Zäune, gegenüber dem Torbogen befand. Aus ihr schöpfte man für die Mahlzeiten ein Wasser, das eiselt zu sein schien und im Sommer die Karaffen beschlagen ließ.

Ein Volk von Schwalben freiste unauffällig um das Haus. Ihre lehmigen Nester lebten unter dem Dachrande, in den Ritzen der Fenster, von denen aus man beobachten konnte, wie die hungrige junge Brut die Schnäbel aufsperrte. Immer, wenn ich an La Roque denke, tönt mir das Geräusch der Schwalben im Ohr — dieses schrille Krächzen, das das Blau des Himmels zu zerreißen schien. Schwalben habe ich an vielen Orten gesehen: aber nirgends habe ich sie so hören hören wie auf La Roque; ich glaube, daß sie jedesmal, wenn ich an ihren Nestern vorbeiflog, diese gellen Schreie ausließen. Manchmal flogen sie so hoch, daß man die Augen flimmerten, wenn ich ihnen zu folgen suchte: das war an den Tagen, wo die Sonne glühend strahlte. Sobald dann die Witterung umzuschlagen drohte und Regen in Aussicht stand, ward ihr Flug, mit barometrischer Sicherheit, grabuell niedriger. Anna erklärte mir, daß die kleinen Insekten, die ihnen zur Nahrung dienen, je nach der Schwere der Luft mehr oder weniger hoch fliegen. Bisweilen kam es auch vor, daß eine

Schwalbe so unmittelbar über dem Graben dahinschoß, daß die Wasseroberfläche von ihren Flügeln gestreift wurde.

„Es wird Gewitter geben“, sagten dann meine Mutter und Anna.

Und plötzlich ward die von Bach, Quelle und Kaskade gebildete feuchte Symphonie bereichert um das Rauschen des Regens, der mit silbrigem Klang auf das Grabenwasser aufschlug. Von einem der oberen Fenster starrte ich in die Regenwelt hinaus und beobachtete, wie, in tausendfältiger Wiederholung, auf dem Wasser kleine Kreise entstanden, größer wurden, einander durchschnitten und zerstörten — Kreise, in deren Mitte sich manchmal eine dicke Blase bildete, die bald zerplatzte.

Monieur Dorval am Klavier.

Es gab auf La Roque eine große Anzahl von Zimmern, die für Besuch bestimmt waren. Aber sie blieben immer leer, und zwar aus folgendem Grunde: Mein Vater verkehrte nur wenig mit der Gesellschaft von Frauen; seine Pariser Kollegen hatten ihre Familie, ihre Gewohnheiten. Eigentlich entfiel ich mich nur eines einzigen Gastes: des Monsieur Dorval, der, wenn meine Erinnerung mich nicht trügt, in dem auf meine Schulverweigerung folgenden Sommer zum ersten Male nach La Roque kam. Er kam später nach dem Tode meines Vaters noch ein- oder zweimal dorthin; und ich vermute, daß meine Mutter etwas ziemlich Gewagtes zu tun veranlaßt, indem sie, nunmehr Witwe geworden, ihn noch weiterhin empfing, wenn auch jedesmal nicht für allzulange Zeit. Nichts konnte bürgerlicher sein als das Willen meiner Familie; und wenn Monsieur Dorval auch alles andere war als ein Zigeuner, so war er doch immerhin ein Künstler, das heißt: jemand, der durchaus nicht zu „unserer Welt“ gehörte — ein Musiker, ein Komponist, ein Freund anderer, berühmter Musiker, wie zum Beispiel Gounod oder Steppen Heller, der es des öfteren in Paris besuchte. Denn Monsieur Dorval wohnte in Rouen und spielte in der Kirche Saint-Denis die große Orgel, die gerade damals von Cavailles-Coll geliefert worden war. Sehr fleißig, sehr religiös und von der Geistlichkeit protegiert, zählte er Schüler in den besten und lohnlichsten Familien, und zumal in der meinigen genoh er hohe künstlerische Schätzung, wieweil man ihn, wie gesagt, in gesellschaftlicher Beziehung nicht für ganz voll gelten lassen konnte. Er hatte ein strenges, energisches Profil, ziemlich dicke Gesichtszüge, üppiges schwarzes Lockenhaar, einen sehr edlen Bart, träumerische Augen, die plötzlich hart aufblitzen konnten, eine harmonische, salbungsvolle, doch nicht eigentlich gütige Stimme und Bewegungen, unter deren einschmeichelnder Glätte sich ein herrschsüchtiger Charakter verbarg. Sein ganzes Wesen und alle seine Worte atmeten etwas Selbstbewußtes, ja Egoistisches. Besonders schön waren seine Hände: weich und kraftvoll zugleich. Sah er am Klavier, so ergriß ihn eine fast überirdische Völlerheit; sein Spiel war vielleicht mehr das eines Organisten als eines Pianisten und

ermangelte bisweilen der Feinheit, aber es war herrlich in den Andante-Partien, besonders bei Mozart, dem seine größte Bewunderung galt. Monsieur Dorval pflegte lachend von sich selbst zu sagen:

„Im Allegro, da bin ich einfach nur so-so; aber in den langsamen Tempi, da fahre ich Rubinstein nicht nach.“

Er brachte das so launigen Tones vor, daß keinerlei Titelkeit dabei zu erkennen war. Und wirklich, ich glaube; weder Rubinstein (an den ich mich sehr genau erinnere) noch ein anderer weltberühmter Virtuose hätte zum Beispiel Mozarts Fantasie in C-moll oder irgendein Largo aus einem Konzert von Beethoven mit mehr tragischer Vornehmheit, mit mehr Glut, Poesie, Würde und Bedeutung spielen können als unser musikalischer Mentor von La Roque. In späteren Jahren hatte ich manchmal Gründe, die Autorität seines Urteils in Zweifel zu ziehen: an Wachs Fugen tabelle er, daß sie sich häufig ohne Effekt in die Länge zögen; er liebte zwar die gute Musik, verabscheute aber die schlechte nicht radikal genug; mit seinem Freunde Gounod teilte er eine monotonie, hartnäckige Verneinung von César Brand usw.; aber in jener Zeit, in der ich eben zur Welt der Töne erwachte, war er für mich der absolute Großmeister, Prophet und Magier im Reiche der Musik. Jeden Abend nach dem Essen bot er meinen bekannten Sinnen Sonaten, Opern und Symphonien; und Anna, in bezug auf die Stunde meines Zu-Bett-Gehens gewöhnlich so unerbittlich, hatte nichts dagegen eingeunden, daß ich im Zimmer blieb, bis Monsieur Dorval sich vom Klaviersessel erhob.

In den Nachmittagsstunden komponierte Monsieur Dorval. Anna, die nach musikalischem Diktat zu schreiben gelernt hatte, diente ihm dabei als Sekretärin, was ihm einerseits eine Schonung seiner (schwach werdenden) Augen, andererseits aber auch den Genuß despotischen Selbstbewußtseins ermöglichte. So wenigstens fahle meine Mutter es auf. Anna jedoch war dem Meister ohne jedes kritische Bedenken ergeben. Sie begleitete ihn auf seinen Spaziergängen, trug, wenn er die Temperatur zu heiß fand, seinen Paletot und hielt, um seine Augen vor der Sonne zu schützen, einen Schirm aufgeschwemmt vor ihm hin. Meine Mutter empörte sich gegen diese allzu weitgehende Unterwürfigkeit; Dorvals bequemerherrliche Manieren waren ihr oft kaum erträglich; und um sich für ein Prestige, dem sie sich selbst nicht ganz entziehen konnte, zu rächen, erlief sie eine Menge kleiner Bosheiten, mit denen sie den glorreichen Mann zu treffen suchte — aber ihre epigrammatischen Pfeile wirkten mehr erheitend als verlegend. Als Monsieur Dorval schon fast blind geworden war, wollte meine Mutter (gleich vielen anderen) die hereinbrechende Nacht immer noch nicht recht glauben; wenigstens äußerte sie die Ansicht, er spiele ein wenig mit dem drohenden Unheil, und er sei eigentlich „gar nicht so furchtbar blind“. Sie fand ihn im Grunde unauffällig, berechnend, durchtrieben, auf Gewinn bedacht, ja: leidenschaftlich-egoistisch. Und wirklich

hatte er von allen diesen Eigenschaften etwas; aber er war Musiker. Bei den Mahlzeiten konnte es vorkommen, daß seine Augen, hinter den Brillengläsern schon halb verfinstert, ins Leere zu starren begannen; seine machtvollen Hände, auf dem Tische ruhend wie auf den Tasten seines Klaviers, gitterten in Bewegung; und wenn man das Wort an ihn richtete, so antwortete er, aus der Entzücktheit plötzlich auftauchend:

„Pardon! Ich war gerade in Es-dur.“

(Wird fortgesetzt.)

Naturwissenschaftliche Berichte.

Problem und gegenwärtiger Stand der wissenschaftlichen Wettervorhersage.

Da das Wetter so tief in die Lebensgewohnheiten aller Menschen eingreift, ist es natürlich, daß auch außer den Fachgelehrten viele andere Leute den Drang haben, sich mit seiner Erklärung und Vorausbestimmung zu beschäftigen. Deshalb sind vorweg einige Erläuterungen darüber am Platz, welchen Vorkriegsmethoden wissenschaftlicher Charakter zuerkannt werden kann. Im heutigen Zeitalter der wiederauflebenden Astrologie spielt z. B. die Wetteranlage auf Grund von Planetenstellungen eine große Rolle, die vielleicht im Hinblick auf die Gestalt mancher astronomischen Vorausberechnungen sogar besonderes Vertrauen genießt. Der Wissenschaft ist jedoch bisher kein physikalischer möglicher Weg bekannt, auf welchem Planeten und andere Gestirne eine Wirkung auf unsere Erdatmosphäre ausüben könnten, die groß genug wäre, um sich im Wetter auszuwirken. Mit dem in weitesten Kreisen verbreiteten Glauben an den Einfluß des Mondes auf das Wetter steht es ebenso. Wir kennen die vom Mond ausgehenden Strahlungen, namentlich seine oft genannte Kraft zur Erzeugung von Ebbe- und Fluterscheinungen im Ozean, aber die von der Heranziehung der Sonnenstrahlen zur Begründung der Witterungsereignisse, wie man ihr gewöhnlich begegnet, steht es nicht besser. Die meteorologische Forschung hat bisher lediglich ganz schwach ausgeprägte Beziehungen zwischen der Häufigkeit der Sonnenflecken und dem Gang einzelner meteorologischer Elemente auf der Erde in größten Zügen feststellen können, aber keinerlei Bedingtheit eines einzelnen Witterungsereignisses durch die Sonnenflecken gefunden. Da außerdem das Auftreten der Sonnenflecken selbst nicht berechenbar ist, entfällt ihre Benützung zur Wettervorhersage vollständig.

Die wissenschaftliche Meteorologie fußt demgegenüber mit ihren Versuchen zur Vorausbestimmung des Wetters allein auf

Lehr böllig aus den Fugen gebracht. Auf der Straße Belgrad-Budapest war der Verkehr 14 Stunden eingestellt. Die Straße Belgrad-Nisch ist stellenweise unpassierbar. Der Tunnel bei Eschorbanowa wurde unter Wasser gesetzt.

